

Basler Museen - eine Standortbestimmung

Autor(en): Peter Blome
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1994

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/17344222-2555-4da5-8c8d-c77e24a655a2>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Die Basler Museen und ihr Publikum

Unter einem Museum stellt sich mancher nach wie vor etwas eher Statisches vor: Sammlungen, die zum Teil seit vielen Generationen staatlich verwaltet werden, von stillen Konservatoren sorgsam gepflegt, sortiert, versorgt und etikettiert. Das Adjektiv <museal> meint: <leicht verstaubt>, das Gegenteil jedenfalls von <theatral>. Als beschaulich gelten Museen, bewahrend und nicht verändernd, kaum als aufwühlend.

Wie jedes Klischee stimmt diese Charakterisierung nur ein Stück weit. Museen – ob antiker oder moderner Kunst, ob historische oder naturhistorische – verweisen per definitionem auf etwas Vergangenes, historisch mehr oder weniger Abgeschlossenes. Sie konservieren bestenfalls Ausschnitte, Partikel vergangener Wirklichkeit und präsentieren diese Fragmente aus der Optik der Ausstellungsverantwortlichen. Und das ist der entscheidende Punkt: Die Objekte bleiben in ihrer Beschaffenheit stets dieselben; was wechselt, ist ihre Interpretation und Inszenierung – und die ist abhängig von der Mentalität jener, die sie ausstellen.

Vom Objekt zum Kontext

Als das Antikenmuseum Basel 1966 eröffnet wurde, beschränkte sich die Objektbeschriftung auf ein absolutes Minimum, etwa: «Stamnos des Triptolemos-Malers, um 480 v. Chr. Gesandtschaft der Griechen an Achill». Diese vornehme Zurückhaltung entsprang einer spezifischen Auffassung von Kunst: Jedes Werk, glaubte man, solle ohne grosse Erklärungen ausstrahlen, in seiner formvollendeten Aura ungeschmälert auf den Betrachter einwirken – das Werk genüge sich selbst. Heute werden erklärende Zeilen in der Vitrine und weiter-

führende Texte an den Saalwänden mitgegeben: Das Werk offenbart sich nicht mehr allein in seiner künstlerischen Vollkommenheit, sondern in vielfältigen historischen, sozialen oder literarischen Bezügen.

Im heutigen Selbstverständnis von Museen hat der didaktische Aspekt auf allen Stufen der Vermittlung ungemein an Wichtigkeit gewonnen. Man will aufklären, Hintergründe ausleuchten, Kontexte rekonstruieren, man sucht hinter dem Kunstwerk den Künstler und dessen gesellschaftliche Situation. Man möchte dem Museumsbesucher mehr bieten als das noch so schöne Objekt, ihm zeigen, dass Kunstwerke oder auch ein Gegenstand der Naturgeschichte in vielfältiger Weise <vernetzt> sind. Es ist leicht zu erkennen, dass die aufklärende und didaktische Museumsarbeit versucht, zeitkonformes Denken aufzugreifen. In allen Medien, namentlich in den audiovisuellen, wird permanent gezeigt, dass sämtliche Phänomene grossräumig, häufig weltweit zusammenhängen: Der Globus als ein gigantisches Netz mit Tausenden von miteinander verknüpften Fäden.

Eine spezielle Ausdrucksform findet dieses Bemühen seit einigen Jahren in der Einrichtung museumspädagogischer Räume und Stellen. Vor allem Jugendlichen, aber durchaus auch Erwachsenen soll der Zugang zum Museums-gut mit einer Kombination aus Sachwissen, Spiel und handwerklicher Arbeit erschlossen werden. Betrachtet man die zum Teil erstaunlich originellen Produkte solcher Annäherung an ein Thema, so ist man bald überzeugt, dass auf diese Weise den Museen nicht nur junge Menschen, sondern auch weitere Bevölkerungskreise zugeführt werden können. Um hierfür gut geschultes Personal einsetzen zu

können, wurde vor einigen Jahren an der Universität Basel der Studiengang «Museologie» eingerichtet; die Absolventen des ersten viersemestrigen Kurses konnten im Juli 1994 ihr Diplom entgegennehmen. Eine dauerhafte Etablierung des Studienganges erweist sich indes aus finanziellen Gründen als schwierig. Es wäre schade, wenn die junge Pflanze wieder absterben müsste – gerade weil sorgfältig ausgebildete Museumspädagogen dazu beitragen, den Abstand zwischen den Museen und dem Publikum wesentlich zu verringern.

Museen und die «neuen Medien»

Dass dies nötig ist und bleibt, hat mit der Rolle der Medien zu tun. Auf fast allen Kanälen werden vielfältige Kultursendungen ausgestrahlt. Die Museen sind längst nicht mehr die einzigen Anbieter von Kunst-, Kultur- und Naturgeschichte. Für die jüngeren Generationen ist es zudem selbstverständlich, dass ihnen kulturelle Inhalte nicht in statischen Texten oder gedruckten Abbildungen, sondern in bewegten Bildern dargeboten werden. Und bei der grafischen Rekonstruktion eines griechischen Tempels oder eines Zellkernes sind PC-Simulationen den herkömmlichen Darstellungsmethoden haushoch überlegen. Man mag davon begeistert sein oder nicht: Kulturelle Informationen werden immer häufiger als «action», als möglichst farbige Bildsequenzen dargeboten. Das prägt die Sehgewohnheiten des Publikums und schafft Erwartungshaltungen, welche die Museen gegenwärtig nicht (oder kaum) befriedigen können. Auch wenn Museen keine Fernsehstudios sind und ihre Inhalte sich nicht einfach in den viereckigen Rahmen von flimmernden Monitoren sperren lassen: Aufgabe der Museen wird es sein, das Angebot an audiovisueller Information erheblich auszuweiten.

Basis sind die permanenten Sammlungen

Die permanenten Sammlungen sind ohne Zweifel Grundlage, Kern und Stolz der Basler Museen, eben das, «was Basel reich macht». Die Pflege und weitere Erschliessung dieser Sammlungen, vor allem jener Teile, die in Magazinen verborgen bleiben müssen, wird nach wie vor wesentlich zum Berufsbild der Museumsleute gehören. In allen Häusern werden grosse An-

strengungen unternommen, die Exponate zeitgemäss und didaktisch ansprechend auszustellen. Man wird indessen auch hier über kurz oder lang nicht darum herumkommen, vermehrt audiovisuelle Mittel zur Präsentation einzusetzen. Die Texttafeln oder Handblätter werden, zumindest partiell, den Monitoren Platz machen. Das hat den Vorteil, dass bei Bedarf weit mehr Information zur Verfügung steht: Stilistische oder thematische Vergleiche zu einer griechischen Vase, einem Holbein-Gemälde, einer afrikanischen Maske oder einem Zunftbecher, die Artenvielfalt der Gattung Saurier und die Installationen von Beuys – all das ist mit moderner Informatik tatsächlich umfassender «einzufangen» als mit herkömmlicher Stellwand-Grafik.

Viele mögen es beklagen oder zu Recht bedauern: Unsere hochkarätigen permanenten Sammlungen ziehen zu wenig Besucher an – auch dann, wenn wir die Werbung weiter verbessern oder die Museums-Shops bzw. Cafés noch gewaltig ausbauen. Komplementär zu den hauseigenen Beständen müssen attraktive Sonderausstellungen stattfinden, bei denen die Exponate – jedenfalls in ihrer Mehrzahl – von aussen kommen sollten. Denn Wechselausstellungen mit eigenen Exponaten werden den Erfolg nicht oder nur teilweise bringen.

Hier tut sich für die Häuser mit bis zu 80% oder 90% magaziniertem Kulturgut ein Konflikt auf: Lässt es sich rechtfertigen, die Arbeitskraft der Konservatoren in aufwendige Wechselausstellungen zu investieren, wenn Tausende von Objekten teilweise unbearbeitet im Keller schlummern? Leidet darunter nicht der Forschungsauftrag, der darin besteht, die materiellen Zeugnisse gerade auch ethnologisch weit entfernter Kulturen konservatorisch und wissenschaftlich einwandfrei zu bearbeiten?

Im Zeichen der Sparpolitik

Spätestens an diesem Punkt gerät die Argumentation in das politische Spannungsfeld: Die Museen kosten den Kanton jährlich etwa 30 Millionen Franken. Angesichts hoher Defizite verordnete die Regierung 1993 auch ihnen ein Sparprogramm im Rahmen von REKABAS. Anfang 1994 gelang es, ein Sparpaket zu schnüren. Es sieht ein bis 1997 realisierbares

«Ergebnisverbesserungspotential» von 3 Millionen Franken oder rund 10% der budgetierten Nettoausgaben 1993 vor (Vorgabe 15% oder 4,3 Millionen). Das Ziel soll unter anderem durch Personalreduktionen, Erhöhung der Eintrittspreise und eine Modifikation der Gratiseintritts-Politik erreicht werden.

Die Eintrittspreise allerdings waren bereits im Herbst 1992 erhöht worden, verbunden mit der Streichung von 3 der 4 Gratissonntage. Dies hatte zwar erfreulicherweise 1993 mehr Einnahmen erbracht; gleichzeitig aber nahmen die Eintritte um 23% ab – wobei man sich beeilte festzustellen, in jenem Jahr hätten keine grossen Sonderausstellungen stattgefunden, «bereinigt» betrage der Besucherschwund «nur» 12%. Die Zahlen für das 1. Halbjahr 1994 – bezogen auf die staatlichen Museen, die Eintritt erheben – lesen sich ähnlich. Gesamteintritte Januar bis Juni: rund 380 000 – davon 115 000 Eintritte in die Sonderausstellung «Pompeji wiederentdeckt», ausstellungsbereinigt 190 000. Die Pompeji-Ausstellung erwirtschaftete also 35% aller Eintritte im 1. Halbjahr 1994. Ende 1994 betrug die Besucherzahl rund 470 000 (1992: 540 000; 1993: 380 000), davon entfallen auf die Sonderausstellungen 160 000 (zu Pompeji kommen 50 000 Eintritte in die Léger-Ausstellung). Im Ganzen bleibt der Anteil der Sonderausstellungen bei einem Drittel. Der gegenüber 1993 günstigere Abschluss geht ausnahmslos auf die Sonderausstellungen zurück – ohne diese hätte sich die Kurve gegenüber 1993 weiter abgeflacht.

Sonderausstellungen als Publikumsmagnet

Dieser Zahlenspiegel beantwortet die Frage nach der Legitimation von grossen, arbeitsintensiven, aber publikumswirksamen Sonderausstellungen, auch für Häuser mit immensem Eigenbestand. Solche Ausstellungen sind nicht nur wünschbar, sie sind sogar existentiell notwendig. Preiserhöhungen und Streichung von Gratistagen können, wenn überhaupt, nur durch vermehrte Anstrengungen auf dem Sektor Sonderausstellungen aufgefangen werden. Diese müssen grundsätzlich das zweite Standbein unserer Museumspolitik sein. Folgt man diesem Imperativ nicht oder nicht genügend, werden die Besucherzahlen auf ein derart tiefes

Niveau absinken, dass Fragen aus der Öffentlichkeit nach der Berechtigung hoher Subventionen für die Museen mit Sicherheit gestellt werden.

Nun sind alle Aktivitäten, die über das normale Angebot an musealen Dienstleistungen hinausgehen, mit viel zusätzlicher Arbeit und hohem Einsatz verbunden, zumal es längst nicht mehr genügt, einige Leihgaben an die Wände zu hängen oder in Vitrinen auszustellen. Das Publikum von heute erwartet eigentliche Inszenierungen mit Rekonstruktionen, Modellen, Plänen, Faksimiles, Videofilmen, PC-Simulationen und was der Attraktionen mehr sind – vielfach Dinge, die nicht mitgeliefert werden, sondern neu erarbeitet werden müssen.

Aus einem Museumsleitbild, das die Organisation von Sonderausstellungen als Leistungskomponente explizit voraussetzt, ergeben sich gewisse Forderungen. Zunächst sollten die Museen von weiteren Sparübungen verschont werden. Sie haben REKABAS loyal mitgetragen, haben vor allem personelle Einbussen hingenommen, haben den zu Mehreinnahmen führenden Massnahmen zugestimmt. Ein weiterer Personalabbau wäre ebenso falsch wie eine neue scharfe Anhebung der Eintrittspreise, die heute schon von einigen Kollegen als prohibitiv empfunden werden. Geradezu absurd wäre, bei sinkenden Besucherzahlen weitere Schliessstage einzuführen, zumal in den fünf grossen Museen. Sodann wäre zu wünschen, dass die Behörden bei der Budgetierung grösserer Ausstellungen mehr Flexibilität zeigten, und sei es nur in der zumindest partiellen Vorfinanzierung solcher Projekte, die den courant normal sprengen. Ebenso nötig sind verbindliche Regelungen darüber, dass allfällige Gewinne nach Abgeltung projektbezogener Zuschüsse bei den Museen verbleiben – als Anreiz und als Fundus für Projekte, für die keine privaten oder staatlichen Gelder zu finden sind, die aber im Interesse der Forschung und der Erschliessung des Kulturgutes liegen. Schliesslich gehört zur Erweiterung der Eigenverantwortung und des unternehmerischen Spielraums auch die (eigentlich von niemandem bestrittene, aber dennoch nur schwer durchzusetzende) Globalbudgetierung. Alles in allem: Die Museen können sich auch in finanziell schwierigen Zeiten artikulie-

ren. Nur eines geht – um die Bemerkung eines Kollegen zu zitieren – nicht: Man kann uns nicht immer weniger zu essen geben und gleichzeitig verlangen, dass wir immer schneller laufen.

Die abschliessende Beurteilung lautet also: In einem kühler gewordenen kulturpolitischen Klima werden sich die Museen nur dann behaupten, wenn sie sich auf dem Markt der Kultur-Anbieter wirkungsvoll in Szene setzen und das Publikum mit den heute verfügbaren Media, vor allem aber mit hochkarätigen, wissenschaftlich informativen und darstellerisch packenden Sonderausstellungen immer wieder neu erobern. Dann kann auch der notwendige Ausbau der permanenten Sammlungen erheblich profitieren, weil kulturelles Sponsoring vor allem dort zu finden ist, wo «etwas läuft».

Denn vergessen wir nie: Es sind private Hände,

denen die Museen ihre Existenz überhaupt verdanken. Zwar sind 30 Millionen Franken staatlicher Subventionen pro Jahr viel Geld – angesichts der von privaten Sammlern und Donatoren über Jahrzehnte hinweg gestifteten Werte und Summen relativiert sich dieser Betrag indessen. Der Staat ist nicht nur Geldgeber, er ist – was nicht immer genügend gewürdigt wird – auch der Beschenke, der Besitzer unermesslicher und unersetzlicher kultureller Reichtümer. Es gibt wenige staatliche Körperschaften, die wie Stadt und Kanton Basel auf kleinem Raum ein Kulturgut dieser materiellen und immateriellen Dimensionen ihr eigen nennen können. Auch in schwierigen Zeiten muss es zu den höchsten Staatszielen gehören, diese Werte in fruchtbarer Symbiose mit den privaten Trägerschaften zu erhalten und unbeschadet weiterzugeben.

Raphael Suter

Ist das erste Museologie-Studium der Schweiz bereits am Ende?

Bisher wurden mit dem Begriff «Museumsstadt Basel» in erster Linie die wertvollen Sammlungen und zahlreichen Sonderausstellungen der staatlichen und privaten Museen verbunden, die hier in einmaliger Dichte vorhanden sind. Seit 1992 darf der Ausdruck aber auch für ein wegweisendes Projekt in der Schweizerischen Museumsarbeit gelten: In Basel wurde nämlich erstmals ein viersemstriges Nachdiplomstudium «Museologie» angeboten. «Ziel ist es, museologische und museographische Kenntnisse zu vermitteln, die Kompetenz der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu systematischer Museumsarbeit zu fördern und die Fähigkeit zu entsprechenden Entscheidungen und praktischer Umsetzung in allen Teilen des Museumsbereiches zu schulen», lautete die Ausschreibung des Ergänzungskurses im Vorlesungsverzeichnis der Uni Basel.

Der Lehrgang, der am 29. Oktober 1992 begann, umfasste während vier Semestern insgesamt 600 Stunden, der Unterricht fand alle vier-

zehn Tage am Wochenende statt. Diese Randzeiten wurden gewählt, damit vor allem auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Museen das Studium neben ihrer Arbeit besuchen konnten. Lanciert wurde das Pilotprojekt vom Verband der Museen der Schweiz (VMS) und dem Schweizer Nationalkomitee des Internationalen Museumsrates (ICOM) in Zusammenarbeit mit der Uni Basel. Der Zuspruch war enorm: Die 30 Studienplätze waren sofort ausgebucht, und mehr als 60 weitere Bewerberinnen und Bewerber mussten auf einen allfälligen nächsten Kurs vertröstet werden. «Die Nachfrage nach einer guten Museumsausbildung ist bei unseren Mitgliedern sehr gross», erklärte dazu VMS-Präsident Josef Brülisauer, Direktor des Historischen Museums Luzern.

Was ist «Museologie»?

Martin Schärer, Direktor des Musée de l'Alimentation in Vevey und Studienleiter des ersten Museologie-Kurses, betonte, Museologie sei